

Anonym, Robert von Mohl wider die Gleichstellung der Juden. Zur Kritik der neuesten Angriffe von einem getauften Juden. Berlin : Verlag von W. Adolf & Comp. 1869.

(3) Vor wenigen "Wochen hat Herr *von Mohl*, weiland Professor der Staatswissenschaften in Tübingen und Heidelberg, gegenwärtig badischer Gesandter in München, einen neuen Band seines Sammelwerkes politischer Aufsätze¹ erscheinen lassen, worin er unter Anderem einen Abschnitt der Polemik wider „Uebereiltes, Unbedachtes und Unfertiges in der Tagespolitik" widmet. Der hochangesehene Publicist macht es sich darin zur Aufgabe, nachzuweisen, dass unter den in jetziger Zeit im Schwunge gehenden politischen Auffassungen und Forderungen gar manches völlig Thörichte sei: er hat dabei liberale Forderungen der heutigen öffentlichen Meinung wie das allgemeine gleiche Wahlrecht, die Abschaffung der Todesstrafe, Abschaffung der Prügelstrafe, die Judenemancipation und Anderes im Auge, Dinge, die zum Theil bereits verwirklicht sind oder ihrer Verwirklichung sich mit jedem Tage mehr zu nähern scheinen. So unvorsichtig das Unternehmen sei, gegen die Macht dieser Forderungen aufzutreten, so sei es doch, meint v. *Mohl*, immer gut, wenn manchmal ein Spiegel vorgehalten werde oder der Spötter hinter dem Wagen des Triumphators seine Stimme hören lässt. Auf dem Triumphwagen der öffentlichen Meinung sieht denn Herr v. *Mohl* auch die *Judenemancipation* einziehen.

Zu den Zuständen, in welchen unsere Zeit von einem Extrem zum anderen übergegangen sei, gehört in hervorragendem Grade die staatliche Stellung der Juden. Während dieselben bis nah vor einem Menschenalter den drückendsten und herabwürdigsten Maassregeln (4) unterworfen waren, nicht Staats- und Gemeindebürger sein, in keine Zunft eintreten oder kein Handwerk betreiben, kein Grundeigenthum, wenigstens höherer Art, erwerben, in bestimmten Orten nicht wohnen, vielleicht nicht einmal übernachten konnten, in der Zahl der jährlich zu schliessenden Ehen beschränkt, von allen öffentlichen Aemtern, wol auch von der gewerblichen Ausübung der Wissenschaft ausgeschlossen waren, besondere und beschimpfende Abgaben zu bezahlen hatten, kurz vollständig als Parias behandelt wurden: seien jetzt in den gesittigten Staaten alle Schleusen gezogen und sie zu sämmtlichen bürgerlichen und politischen Rechten zugelassen worden. Mit Ausnahme einiger halbbarbarischer Länder im Osten von Europa und des Kirchenstaates seien die Juden jetzt überall in dergleichen Staaten, wie die nationale Bevölkerung. Sie könnten sich beschäftigen, womit sie wollen, kaufen was ihnen beliebt, seien von keinem Amte und keinem staatsbürgerlichen Auftrage ausgeschlossen, alle Ehren, Rangstufen, Auszeichnungen stünden ihnen offen; man habe, um ihnen den Genuss möglich zu machen, die Bestimmungen der Verfassungsurkunden, die Diensteide geändert. Und so sähen wir sie denn mehr und mehr überall ihren Weg machen: Juden sitzen in den Ständeversammlungen, sind Offiziere, Richter und Verwaltungsbeamte; sie überfüllen die Universitäten, die Advokatur, die medicinische Praxis, die Consulate; ihre Häupter (?) sind mit allen Orden der Welt geschmückt. Wenn irgend wo ein Act von Intoleranz oder gar Misshandlung vorkomme, erhebe sich die ganze europäische Welt und selbst die grossen Regierungen treten zu gemeinschaftlicher Abhülfe zusammen. Kurz, die Judenemancipation sei nicht nur im Princip, ein „Grundrecht", sondern eine Thatsache, ja eine Art von Lieblingsgegenstand der Gegenwart. An ein Zurückgehen zu früheren Zuständen sei nicht mehr zu denken, im Gegentheile werden sich die Folgen immer mehr und mehr entwickeln und befestigen.

Dennoch, meint Herr v. *Mohl*, ist es erlaubt, die Frage aufzuwerfen, ob man in dieser Frage vollkommen richtig verfahren ist, ob nicht eine falsche Auffassung und in Folge

¹ Staatsrecht, Völkerrecht und Politik. Dritter Band. Politik II. Monographien von Robert von Mohl. Tübingen, H. Laupp'sche Buchhandlung 1869.

dessen eine Uebereilung stattgefunden hat. — Die Urheber und Anhänger der Judenemancipation seien mit ihrer Beweisführung für die Richtigkeit und sittliche Notwendigkeit der Sache kurz fertig. Im Grunde bestehe sie in einer Wiederholung der schon von *Shylock* vorgebrachten Sätze. Ist der Jude, so sagt man, nicht ein Mensch wie wir? Trägt er nicht alle Verbindlichkeiten und Lasten der übrigen Staatsangehörigen? Soll nicht Religionsverschiedenheit nach allgemein zugegebenen Grundsätzen kein Hinderniss für die Ausübung eines bürgerlichen Rechtes sein, überhaupt keinen Unterschied im Staatsleben machen? Mit welchem Scheine von Recht können wir den Juden vollkommene rechtliche Gleichheit mit uns verweigern? Die möglichst schnelle Anerkennung und praktische Bethätigung ist aber eine unerlässliche, leider sehr späte Sühne eines mehrtausendjährigen Unrechts, überdies das einzige Mittel zur allmäligen Beseitigung der üblen Folgen so langer Unterdrückung.

Vortrefflich argumentirt, antwortet darauf v. *Mohl*, wenn die Vordersätze richtig sind: wenn es namentlich vollständig wahr ist, dass die Juden, mit einziger Ausnahme der Religion, der übrigen Bevölkerung wesentlich gleichartig sind. Allein dies muss in zwei wichtigen Punkten geleugnet, deshalb aber die Behauptung aufgestellt werden, dass man übereilt gehandelt hat, zu weit gegangen ist. Es habe allerdings nicht an Solchen gefehlt, welche daran erinnert haben; allein sie sind nicht gehört, sind überschrieen worden. —

Wir finden also das Haupt der altliberalen Staatswissenschaft hier in der freundlichsten Begegnung mit den Herren von der Kreuzzeitung, den nüchternsten aller Bekämpfer des christlich-germanischen Staates in dieser Frage dessen seinen Boden betretend. Hören wir, welches die zwei wichtigsten Punkte sind, weshalb *Shylock* Unrecht hat.

Der erste Punkt: die Masse der Bevölkerung von Deutschland (und ebenso Frankreich, England, Italien) hat nur eine Nationalität; sie fasst in dieser Einheitlichkeit die Verhältnisse zum Staate zu den öffentlichen Angelegenheiten auf, sie hat in dieser Beziehung kein getheiltes Gefühl, kein nationales Interesse neben und über dem deutschen. Das ist nun bei den Juden ganz anders. Er ist nicht Deutscher allein, sondern er ist auch Jude; ja er ist dieses sogar vor Allem und *ehe* er Deutscher ist und sich als solcher fühlt. Schon der Sprachgebrauch fühlt dies mit feinem Takt heraus. Man sagt nicht: ein jüdischer Deutscher, Franzose u. s. w., sondern ein deutscher, englischer Jude. Auf den Juden wird der Accent gelegt, weil man weiss, dass diese Nationalität die wahre, die vorherrschende Eigenschaft, die andere nur eine leichte Modificirung derselben ist. — Dies solle keineswegs ein Vorwurf sein, sondern es ist nur die Feststellung einer Thatsache, welche ihrerseits durch Reinabstammung und Geschichte ganz natürlich begründet ist. — Wenn ein deutscher, ein holländischer und ein englischer Jude zusammentreffen, betrachten und behandeln sie sich nicht zuerst als Stammesgenossen, als Angehörige der jüdischen Nationalität? und dann erst, sehr in zweiter Linie wenn überhaupt, gewähren sie ihren europäischen Nationalitäten einen Einfluss?

Aus dieser Doppelnationalität solle aber nicht etwa der Schluss gezogen werden, dass den Juden in einem deutschen Staate ein Abzug an den Menschen- und gewöhnlichen Bürgerthum zu machen sei. Es wäre besser, wenn kein solcher Bestandteil der Bevölkerung vorhanden wäre; allein erst einmal da, er fügt sich auch in den deutschen Staat, gehorcht dessen Gesetzen, trägt dessen Lasten: er solle und müsse sich also auch in demselben frei als Bürger bewegen dürfen. Er solle das volle Recht haben, unter denselben Voraussetzungen wie jeder Andere, alle erlaubten Geschäfte zu betreiben, sich in Wissenschaften und Künsten nach Belieben auszubilden, und dieselben nach den Gesetzen auszuüben; er solle seine Religion unbeschränkt und ungehindert bekennen dürfen und es sollen sogar Formen und Bedingungen beseitigt

worden, welche ihm die Ausübung irgend eines Rechtes oder die Erlangung einer Stellung aus religiösen Gründen unmöglich machen würde; es sei kein durchschlagender Grund vorhanden, ihn von der Bekleidung öffentlicher Aemter auszuschliessen, wenn er sich dazu versteht sie in derselben Weise auszuüben, wie sie nach den Sitten und Bedürfnissen der grossen Mehrzahl gehandhabt werden müssen. Das ohne Zweifel hiergegen noch bestehende misstrauische Gefühl werde sich bei untadelhaften Leistungen wol allmählig verlieren. *Allein es sollte hier die Grenze sein.* Es gebe Funktionen im Staatsleben, welche ein *ungetheiltes vaterländisches Gefühl* und ein einheitliches Interesse an dem deutschen Wesen und Staate fordern, welche den *ganzen und nicht blos den halben Mann verlangen, bei welchem schon ein Misstrauen in die nationale Richtung ein Unglück ist.* Aufgaben dieser Art sollten aber nur Männern anvertraut sein, welche bloss Deutsche sind. Auch diese den Juden eröffnet zu haben, erachten wir nicht für politisch richtig. Und wir lassen uns in dieser Ansicht, meint v. *Mohl*, namentlich auch nicht durch die Einweisung auf diesen oder jenen trefflichen Mann irre machen, gegen dessen einheitliche deutsche Gesinnung nichts eingewendet werden kann. Gesetze werden nicht für Ausnahmen gemacht.

Die Einwendung, dass auch ausser den Juden Abkömmlinge von fremden Nationalitäten in deutschen Staaten sich befinden, niemand (7) aber daran denke, diesen eine Beschränkung der politischen Rechte aufzulegen, weist *Mohl* damit zurück, dass andere fremde Bestandtheile, wenn sie sich in eine deutsche Bevölkerung zerstreut finden, in kurzer Zeit, in der Regel schon in der nächsten Generation vollkommen aufgehe in der Mehrheit, während die Juden nach Jahrhunderten vollkommen getrennt und verschiedenartig bleiben. Der Nachkomme eines französischen Refugié sei in Berlin durchaus ein Preusse, in Amsterdam ein Holländer, in London ein Engländer; die Berliner, Frankfurter, Mannheimer Juden sind vor allem noch Juden, wenn sie auch deutsch sprechen. —

Bleiben wir zunächst bei diesem ersten Punkte, welchen *Mohl* gegen die völlige Gleichberechtigung der Juden einwendet, stehen. Wir werden später zu dem zweiten kommen.

Vor allen Dingen ist es erwünscht, dass man den Stand der Thatsachen, das bisher verwirklichte Mass der Emancipation, ein wenig präciser bestimmt, als es in der obigen Reduction geschehen ist. Es giebt der Stellung zu der Frage von vornherein eine durchaus andere Richtung, wenn es *wahr* ist, dass die Judenemancipation heute bereits der Triumphator ist, dem einen Spötter nachzuschicken dienlich, oder wenn das nicht wahr ist. Letzteres aber ist das Richtige. Wir wissen kaum einen anderen thatsächlichen Boden in Deutschland, als etwa die 278 Quadratmeilen des Grossherzogthums Baden, wo es wahr ist, dass die Juden Offiziere, Richter und Verwaltungsbeamte sind. In Preussen, das Herr v. *Mohl* doch wol nicht zu den einigen halbbarbarischen Ländern im Osten von Europa zählt, an Bevölkerungszahl zwei Drittel von ganz Deutschland, in Preussen ist kein Jude Richter, kein Jude Verwaltungsbeamter (nicht einmal Regierungs-Supernumerarius). Die Universitäten Preussens sind allerdings mit Juden überfüllt, aber nicht wegen der „grossen Loose“ der Professuren, welche, nach einer Behauptung des Herrn v. *Mohl* an einer anderen Stelle, so viele Privatdocenten anlocken, sondern *trotzdem* dass die angeblich grossen, in der That jämmerlich kleinen Loose, welche die Universitäten der Regel nach bieten und die wol allein niemals die jungen Gelehrten anziehen würden, wenn es nicht höhere Zwecke gäbe, — trotzdem selbst jene Loose den Juden verschlossen sind. Ein Jude kann als ausserordentlicher Professor, d. h. mit anderen Worten ohne Gehalt und ohne in die eleusinischen Mysterien der Fakultät zu dringen, schon Mancherlei dociren, wenn er sich im übrigen gut führt; aber ein Ordinariat ist für ihn unerreichbar. Es lassen sich freilich irgend welche anstän- (8) dige Gründe dafür

nicht anführen, weshalb einer *gratis* dociren darf, was ihm in ordentlicher besoldeter Stellung unmöglich gemacht wird: aber die Thatsache ist da; und wir meinen, so lange solche Thatsachen da sind, ist vom Triumphe und seinen berausenden Folgen noch nicht sonderlich viel zu befürchten; auch wäre der Spötter in dem hohen Ministerium, Fakultäten u. s. w. besser am Platz, als hinter dem Triumphator. Doch ganz abgesehen davon, wie weit nun die Emancipation gediehen ist, die Gründe dawider bleiben dieselben und wenn sie vor der Ausführung kommen, sind sie vielleicht um so willkommener; denn man kann sie benutzen und sich nach ihnen richten. Es ist nun also der Einwand der *Doppelnationalität der Juden*. Wir gestehen, wir staunen über die Unbedachtsamkeit des sonst so besonnenen und so nüchternen Mannes, mit welcher er hier Thatsachen und Gründe je nach der Convenirung der momentanen Behauptung hin und her wirft. Um das Gewaltsame, Unüberlegte, Extreme der Judenemancipation recht handgreiflich zu machen, schildert er in den grellsten Farben den Paria-Zustand der Juden, in welchem sie noch vor einem Menschenalter lebten. Wir bitten Herrn v. Mohl diese eine Thatsache gegenwärtig zubehalten und die Hartnäckigkeit der Doppelnationalität der Juden wird ihm eine angemessene Bedeutung erhalten. Oder ist es wirklich sein Ernst, dass gegenüber solchen Schranken, wie sie für die Juden bis vor einem Menschenalter bestanden, ein Aufgehen in die deutsche Nationalität möglich gewesen? War es ihnen doch verboten, Deutsche zu sein; war es ihnen doch verboten, sich unter die Andern als Deutsche zu mischen im Verkehr des Tages, wie in den Geschäften des Staats. Wo aber einmal die Schranke fiel, für Einzelne oder für Alle, da zeigte sich in gleichem Masse, dass jene Begeisterung und Treue, welche man zwei böse Jahrtausende dem alten Jehovah gehalten, auch für das Vaterland, für Deutschland vorhanden war. Als Preussen im Jahre 1813 seine Söhne zum Freiheitskampfe aufrief, war eine ansehnliche Zahl Juden darunter, welche mit Allen Andern in einem Bewusstsein für die Ehre des Vaterlandes, für die Abschüttelung des fremden Joches stritten: sich gegenüber hatten sie nicht blos die Stammesgenossen im Heere *Napoleon's*, ihnen war auch gleicher Genuss aller bürgerlichen Rechte unter französischer Herrschaft gesichert; als *deutsche Juden* hatten sie sehr thöricht gehandelt, als *jüdische Deutsche* kannten sie edlere Beweggründe als eine solche Berechnung.

(9) Glaubt Herr v. Mohl wirklich, dass die Refugiés in Berlin, Amsterdam, London, wenn man sie eben so freundlich behandelt hätte, wie die Juden vor zwei Jahrhunderten, glaubt er wirklich, dass sie heute so gute Preussen, Holländer, Engländer wären? Um sie auf gleichen Fuss zu stellen, mussten sie vor allen Dingen von der übrigen Bevölkerung abgeschlossen werden, durch Schranken der Religion zunächst; und die Religion war es gerade, welche die Refugiés offene Arme in Preussen, Holland, England finden liess. Wer ist denn heutzutage Refugié? Der einen jener französischen Namen trägt in Berlin, Amsterdam, London? Dieser Name kann vielleicht nur bedeuten, dass ein tausendstheil jenes französischen Blutes in den Adern seines Besitzers fließt, alles andre deutsches, holländisches, englisches Blut ist: die Berechnung ist sehr einfach, obgleich mit diesem Namen abweichender Nationalität tagtäglich ein Missbrauch getrieben wird, der das ganz vergisst. — Warum hat nun eine solche Mischung des Blutes der Juden unter der Bevölkerung nicht auch stattgefunden? Aus demselben Grunde, weshalb die Hugenotten in die Verbannung gingen: um ihres *Glaubens* willen. Oder will Herr v. Mohl ein Verfahren angeben, wodurch sich nachweisen liesse, dass jene Hartnäckigkeit der Doppelnationalität bei den Juden trotz solcher Blutmischung bestehen bliebe; dass ein Abkömmling einen Juden, der um's Jahr 1680 die Taufe angenommen und ein deutsches Mädchen geheirathet hat, heute anders zur deutschen Nationalität steht, als die heutigen Nachkommen der Refugiés in Berlin? Unseres Wissens ist der Eifer solcher jüdischer Abkömmlinge für's Judenthum, schon in der ersten Generation

nicht gross, geschweige denn in der siebenten; die französische Colonie zu Berlin freilich hat noch heute ein eignes Collegium, in welchem der Unterricht in französischer Sprache ertheilt wird. —

Aber nun sehe man doch zu, wie sich bei andern Menschen der gemeinsame Druck, und kein Jahrtausendalter, sondern ein momentaner, wirksam erweist im Zusammenschluss wider die Unterdrückenden. Wie steht denn heute ein strenger Ultramontaner zu dem Vaterlande, wenn die Träger der Kirche vor der unwillkommenen liberalen Gesetzgebung sich erheben; wer steht ihm denn näher, der Katholik oder Deutschland? Aber es hiesse, eine gute Sache verderben, zu viel zu beweisen, wenn wir uns auf dergleichen berufen wollten. Wahrlich nicht eine Macht, die zu *herrschen* ausgegangen und sich zur Herrschaft zusammenschließt, sondern das *Leiden* hat die Juden verbunden. Und wer möchte einem deutschen (10) Juden des achtzehnten Jahrhunderts oder gar des Mittelalters zum Vorwurf machen, das er dem gehetzten Glaubensgenossen aus Holland oder England oder Frankreich sich im gemeinsamen Unglück näher verwandt fühlte, als dem deutschen Vaterlande, das ohnehin keine sichtbare Existenz hatte. Was war denn bei den Juden der Staat Frankreich, der Staat Frankfurt: beide misshandelten sie. — Man mache den Versuch an jedem Häuflein menschlicher Wesen, arischer und semitischer Race, das Resultat wird immer das nämliche sein. —

Und der Sprachgebrauch, den die Doppelnationalität und zwar die jüdische vor der andern „mit feinem Takte herausfühlt“: ein deutscher Jude, ein englischer Jude? Beweist der wirklich etwas? Er beweist nur, dass wenn man vom blau gefärbten Himmel spricht, man *blauer Himmel* sagt; und wenn man von der Farbe spricht, welche der Himmel hat, man *himmelblau* sagt — nichts weiter. Wenn der internationale Paria in Betracht kam, so war das sehr natürlich auch in der Sprache widerzugeben, von einem jüdischen Deutsch war aber nicht die Rede. Das feine Gefühl des Sprachgebrauches hat einige Jahrtausende Gelegenheit gehabt, zum Bewusstsein zu kommen, und dies Bewusstsein war ein sehr handgreifliches, ein sehr grobes. —

Ueberraschend ist es, aus dein Munde eines sonst so umsichtig urtheilenden Gelehrten derartige Zusammenstellungen zu vernehmen, die schlechterdings gar nichts beweisen. Ist es in der That eines Mannes wie *Mohl* würdig, im Gegensatze zu den Slaven im Norden der Elbe, welche Deutsche geworden seien, den Juden vorzuwerfen, dass sie an ihrer Stammeseigenthümlichkeit unerschütterlich festhalten, von ihr ganz durchdrungen sind. Heisst das nicht, mit der Geschichte Blindkuh spielen?

Was will nun aber ein Menschenalter bedeuten nach Jahrtausenden der Ausschliessung und Verfolgung, ein Menschenalter obenein von zwanzig Jahren? Oder wenn man ganz Deutschland in Betracht zieht, eine noch ganz unvollständige Emancipation, oder vielleicht ein paar Jahre alte?

So schnell sollen die Früchte reifen? Das heisst ungeduldig sein. Kann wohl ein nüchterner Politiker erwarten, dass nach zwanzig oder dreissig Jahren selbst solch ein altes tiefes Leiden verwachse, da man doch gewohnt ist, im deutschen Volke die Pietät zu einem vergangenen Duodezfürsten ein oder zwei Menschenalter lebendig zu sehen! Und wie sollten es auch die *Gesetze* allein: (11) daneben steht das Vorurtheil der grossen Masse wider die Juden, weiter verbreitet noch heute, als man offen einzugestehen bereit ist, *die Sitte*, welche zäher ist als alle Gesetze. Ist es heutzutage unter gebildeten Leuten unanständig, ein Vorurtheil wider die Juden zu *äussern*, so ist es um nichts weniger Brauch, stillschweigend ein solches zu hegen. Und mit allen solchen angenehmen Bedingungen, mit so freiem Entgegenkommen aller Kreise, haben die hartnäckigen Juden ihre Stammeigenthümlichkeit noch nicht aufgegeben!

Wir meinen, umgekehrt sollte man staunen über die ansehnliche Zahl von Männern aus jüdischem Blute, welche trotz derartiger Voraussetzungen die unzweifelhaftesten Zeugnisse abgelegt für ihre rein Deutsche Gesinnung. Ist aber in der Masse der Juden noch vielfach ein Widerstreben zu finden, ein Hängen am Stamme mehr als am deutschen Vaterlande, so -werfe man einen Blick auf die Masse des deutschen Volkes, und höre die rohen Spässe, die Brutalität, welche sich im Namen des Deutschthums an die Pforte stellt, die neuen Brüder zu empfangen.

Was den nicht-deutschen Juden anlangt, den Franzosen, den Engländer, so ist es einfach unwahr, dass hier heute ein stärkeres Gefühl zum Judenthum obwaltet als zur Nation. Das hohe Selbstbewusstsein eines Engländers, eines Franzosen, absorbiert sehr bald die jüdische Stammesnartheit, das auserwählte Volk zu sein; die traurige Vergangenheit wird sehr bald geopfert dem wohlthuenden Eintritt in die Gemeinschaft einer hochherzigen, nicht kleinlich nörgelnden Nation, und in dieser Hinsicht ist namentlich die Stellung der Juden in Frankreich seit achtzig Jahren Beispiel genug; ganz dasselbe ist in Deutschland zu erwarten, wenn gleiche Bedingungen vorausgegangen sein werden. —

Wo aber noch heute leidenden Glaubensgenossen zu helfen ist, wer möchte es den Juden verargen, wenn sie hier ihre Pflicht thun, und wer möchte ein *Zuwiel* der Sorgfalt, ein Extrem befürchten, wie Herr *von Mohl* thut, wenn gegen empörende Misshandlungen von Juden sich auch die grossen Regierungen zur Abhülfe zusammenthun. Hat er vielleicht gelesen, was vor wenigen Wochen in Ungarn passiert ist; und ist gegenüber solchen Scheusslichkeiten wirklich die Furcht über *zu grosse* Fürsorge am Orte? —

Doch was ist nun, auf dem Grunde dieser Ansicht von der Doppelnationalität der Juden, die *praktische Forderung* Herrn *von Mohl's*? „Es giebt Funktionen im Staatsleben welche ein (12) ungetheiltes vaterländisches Gefühl und ein einheitliches Interesse an dem deutschen Wesen und Staate fordern, welche den ganzen und nicht bloß den halben Mann verlangen, bei welchem schon ein Misstrauen in die nationale Richtung ein Unglück ist. Aufgaben dieser Art sollten nur Männern anvertraut sein, welche *bloß* Deutsche sind. Auch diese den Juden eröffnet zu haben, erachten wir nicht für politisch richtig. Und wir lassen uns in dieser Ansicht namentlich auch nicht durch die Hinweisung auf diesen oder jenen trefflichen Mann irre machen, gegen dessen einheitliche deutsche Gesinnung nichts eingewendet werden könne.“

Welche Funktionen im Staatsleben hat Herr *von Mohl* hier im Auge? *Minister* giebt es noch nicht sonderlich viele in Deutschland, welche Juden sind. In Baden, der Präsident des Finanz-Ministeriums, ist wol der einzige. *Lasker's* Berufung an Stelle des Herrn *von Mühler* war wol nur eine Vermuthung; bis jetzt hat sie sich nicht bestätigt. Unter den *Gesandten* und den *Generalen* sind auch nicht gerade Juden zu finden; unter den deutschen Fürsten auch nicht. Was bleibt also übrig? Die *Ständekammern*; und die meint wol Herr *von Mohl* ganz direkt, nur dass er etwas zu schüchtern gewesen, das so offen heraus zu sagen. — Mag die deutsche Nation entscheiden, ob der Volksvertreter jüdischer Religion minder deutsche Gesinnung habe als die andern: inzwischen beruhigen wir uns bei der Gewissheit, dass diese Männer nicht von jüdischen Majoritäten gewählt sind, sondern von christlich germanischen. — Gegen Behauptungen in solcher Allgemeinheit ist im Grunde gar nicht zu streiten; wer eine so kühne Behauptung wagt, muss auch mit der Sprache herausrücken und deutlich sagen: Wer, wie, was. Dann wird ihm geantwortet werden. Aber was könnte selbst eine gesetzliche Schranke leisten, an welche Eigenschaft der Juden kann sie sich halten? Doch nur an die *Religion*. *Mohl* sagt zwar, die Religion der Juden sei nicht das einzige Moment, welches den Unterschied bedinge, vielmehr ist' es die Stammeseigenthümlichkeit, welches sie von der deutschen Nation trenne: also der *Stamm* wäre auszuschliessen. Nun hat aber mit der Taufe jeder Mensch den

alten Menschen ausgezogen; und die hohen Obrigkeiten haben die Taufe auch bei den Juden respectiren müssen, haben sie mitunter wol gar dazu gezwungen. Herr *von Mohl* ist zu nüchtern, um zu glauben, dass ein deutsches Jude durch die Taufe ein christlicher Deutscher werde, wenn er es (13) noch nicht ist. Was hier nun thun? Seien wir doch offen: die grosse Mehrheit der heutigen Christen glaubt selber nicht, dass ein Jude, auch nur confessionell, durch die Taufe ein sonderlich anderer werde: und für die deutsche Nationalität sollte dieser Akt entscheidend sein?

Wohl giebt es einen Standpunkt, von dem aus es als erwünscht bezeichnet werden kann, dass durch jenen formellen Akt die letzte Schranke freiwillig beseitigt werde, um auch die Absonderung des Stammes durch die Mischung des Blutes aufzuheben, und vielleicht liegt hierin die letzte Lösung der ganzen alten Misere; aber wer möchte hier heute gesetzlich einzuschreiten unternehmen?

Mit der Ausschliessung auf Grund der jüdischen *Religion* ist es also wol nichts. Wir sprechen hier ja nicht von der Stellung der Partei *Stahl's* zum Judenthum, sondern von den Ansichten, wie sie *Mohl* vertritt. — *Jene* Herren haben wenigstens lebendige Gründe, und wenn sie dieselben nur etwas anständiger zu vertreten gewohnt wären (vergleiche des Herrn *Bauer* Artikel über das *Judenthum* und *Wagner's* Staatslexicon), so hätten sie doch an dem streng confessionellen Standpunkt immer einen Halt: nur müssten sie eben ein wenig mehr Disciplin in ihrer Partei halten und nicht einen verkommenen *Jung-Hegelianer* auf die krummen Beine ihres Hauptes losziehen lassen.

Doch von alledem ist ja gar keine Rede bei einem so trocknen Liberalen wie Herr *von Mohl* ist.

Wir kommen zu dem *zweiten Punkte*. Die Unterstellung einer völlig gleichen Menschennatur der Juden erweist sich nach Herrn *von Mohl* zweitens unrichtig an der entschiedenen Scheu derselben vor gerade denjenigen Arbeiten, auf welchen die Gesellschaft vorzugsweise beruht, nämlich vor Ackerbau und vor jedem eine starke Körperkraft erfordernden Handwerke. Auch da, wo sie seit Jahrzehnten Grund und Boden erwerben, jedes Gewerbe betreiben dürfen, gehört es zu den seltensten Ausnahmen, dass ein Jude das Feld selbst bebaut oder das Handwerk eines Schmiedes, Zimmermannes, Maurers und dergleichen betreibt; man findet sie nicht unter den Eisenbahnarbeitern, den Matrosen, den Bergleuten. Zur Noth ergreifen einige die feineren Gewerbe, z. B. eines Gold- und Silberarbeiters, eines Buchhändlers, Buchbinders. Der grösste Theil (14) geht dem Handel in allen seinen verschiedenen Zweigen- und Dienstleistungen nach; ein anderer, im Verhältnisse zur Gesamtzahl der jüdischen Bevölkerung immerhin sehr bedeutender Theil widmet sich den Wissenschaften und Künsten oder treibt das gewerbmässige Literatenthum. Das aber sei kein gesunder, den wahren Interessen der Gesellschaft zuträglicher Zustand; man muss nicht übersehen, dass hier eine eigenthümliche und fremdartige Natur des Stammes hervortritt. Obenein gehöre die grosse Mehrzahl der angeblich Handel treibenden Juden nicht in die ehrenwerthe Klasse der eigentlichen Kaufleute; es seien vielmehr Zwischenhändler, Hausirer, Schacherer, durch welche keine Werthe erzeugt werden; ihre ganze Thätigkeit sei überflüssig; was sie mit zum Theile sehr zweifelhaften Geschäften gewinnen, wird bloss Andern, Einfältigeren abgenommen. Ebenso seien die Hunderte und Tausende von fetten Börsenspekulanten, welche nicht etwa Bruttogeschäfte machen und den Grosshandel durch Wechsel- und Geldgeschäfte fördern, sondern nur in fieberhaftem Müsiggange in den Staatspapieren spielen, eine wahre Pestbeule unserer jetzigen Zustände, mögen sie auch durch Zufall und die Dummheit Dritter reich werden. — Und in gleicher Weise, fährt

Herr *von Mohl* fort, verhalte es sich mit dem Schwarme des jüdischen Literatenthums. Ehre und volle Anerkennung dem jüdischen wirklichen Gelehrten, welcher den Scharfsinn und die Ausdauer seines Stammes zur Erwerbung grosser Kenntnisse und zur Förderung des Wissens anwendet! Lob und reichliche Einnahme (!) dem eifrigen und klugen Advokaten und Arzte! Allein eine wahre Kalamität für die wahre Bildung, für die politische und die gesellschaftliche Moral ist das grundsatzlose, nomadische Literatenthum mit seiner Frechheit, seinem falschen Geistreichthum, seiner Aufstachelung jeder noch so nichtsnutzigen Modethorheit oder Modeleidenschaft. Nicht alle diese Beduinen der Presse seien nun freilich Juden, aber verhältnissmässig Viele.

Man hätte gehofft, und es war dies für Manche der Grund einer Billigung der unbedingten Emancipation, dass die Eröffnung aller Arten von erlaubten Beschäftigungen die Zahl der in das schlechte Literatenthum gedrängten Juden vermindern werde; dies sei aber bis jetzt nicht eingetroffen, und es scheine, dass man die nationale Abneigung gegen *hartarbeitende Thätigkeit* nicht genugsam beachtet hat.

Wäre diese *Eigenthümlichkeit des jüdischen Wesens* richtig eingesehen worden, so hätte der *Fehler vermieden* werden können, unserer Gesellschaft als einen *bleibenden Bestandtheil* eine mehr oder weniger zahlreiche Klasse einzufügen, welche sich nach aller Wahrscheinlichkeit den *verschiedenen Theilen des Organismus niemals verhältnissmässig anschliessen* wird, sondern nur bestimmte und keineswegs immer die wünschenswerthesten Schichten überfüllt. Der Gedanke wäre doch nahe gelegen, zwar alle an sich ungerechten und inhumanen gesetzlichen Vorschriften unbedingt aufzuheben, ebenso auch sämtliche politische Beschränkungen, somit *alle Theile des Staates und der Gesellschaft den Juden zu öffnen*, dies jedoch von der *Bedingung abhängig zu machen, dass eine regelmässige, von den Gesetzen anerkannte und geregelte Beschäftigungsart* ergriffen werde. Oder aber es hätte negativ verfahren werden können, indem der *Betrieb von gewissen Thätigkeiten als Ausschluss von der Erwerbung der vollen staatsbürgerlichen Rechte* festgehalten worden wäre, so z. B. der Hausir und Schacherhandel, das Leihen auf Pfänder, *die obrigkeitlich nicht bestellte Maklerei* beim Viehhandel und an den Börsen; womöglich auch das schlechte Literatenthum, 'wol mit Zuhilfenahme eines Geschwornengerichts zum Ausspruche über die geistige und sittliche Unwürdigkeit. — Eine Bestimmung dieser Art, meint Herr *von Mohl*, hätte den doppelten Vortheil gehabt, von dem staatlichen und communalen Leben eine Klasse unwünschenswerther Theilnehmer ferne zu halten und als Reiz zur Ergreifung einer nützlichen Arbeit zu dienen.

Den wirklich ehrenhaften und berücksichtigungswerthen Juden wäre durch eine solche Beschränkung kein Unrecht und kein Nachtheil zugegangen, im Gegentheile hätte ihnen und Anderen die volle Zulassung zum gemeinen Rechte als eine verdiente Anerkennung erscheinen müssen. — Solchen Berücksichtigungen der realen Verhältnisse widerstrebe aber der Aberglaube unserer Zeit an ganz allgemeine Formeln und grundverderblichen Irrthum, Rechte ohne entsprechende Pflichten zu gewähren. Nur das Württembergische Judengesetz vom Jahre 1828 habe einen derartigen Gedanken gehabt, indem es die als Schacherjuden nach einer näheren Bestimmung zu bezeichnenden Juden bestimmten Beschränkungen und Rechtsungleichheiten unterwarf.

Schliesslich bemerkt Herr *von Mohl*, zu einem praktischen Erfolge könnten die vor ihm geäusserten Bedenken wol nicht führen, dazu sei es zu spät. Es sollte auch im diesem Punkte nur ge- (16) zeigt werden, dass man sich durch allgemeine Phrasen habe täuschen lassen.

Versuchen wir das zweite Moment, welches Herr *von Mohl* in den oben wieder-gegebenen Worten erörtert, kurz zu beleuchten: zunächst seine *Gründe*, dann die daraus hervorgehenden *Forderungen*. An sich wäre die Zeit noch nicht so durchaus vorbei, wie Herr *von Mohl* meint, gute Vorschläge praktisch zu verwirklichen, und wäre es nicht in Deutschland, so könnte das Gewicht einer so ansehnlichen Stimme wie der seinigen, doch vielleicht bei den Russen oder sonstwo [sonstwo] in die Wagschale fallen: *unter allen Umständen* ist es nothwendig, eine eigenthümliche Ansicht, die aus solchem Munde kommt, kritisch zu würdigen, und wären ihre Gründe selbst so schwach, dass man, spräche sie ein Geringerer aus, stillschweigend darüber hinweggehen könnte.

Unmittelbar ist klar, dass der zweite Punkt mit dem ersten in naher Berührung steht. Dieselben Hindernisse, welche bis zu unsern Tagen herab die Juden von einem nationalen deutschen Bewusstsein zurückgehalten haben, waren Anlass, dass sie in einzelne bestimmte und zwar die verachtetsten Gewerbe gedrängt wurden. Verbot man ihnen den Aufenthalt, machte man einen unbeweglichen Besitz ihnen unmöglich, war die nothwendige Folge, dass sie, da sie mit Verlaub des Herrn v. *Mohl* doch mal auf der Welt waren und leben wollten, in herumziehenden Gewerben und beweglichen Besitz ihren Unterhalt fanden. Wenn diese Bedingungen bis vor zehn Jahren noch in Kraft waren, so ist wol nicht zu erwarten, dass heute die Krankheit des Trödels unter der Masse der armen Juden, der Börsenjobberei u. s. w. unter den Wohlhabenderen, einer gesunderen Richtung Platz gemacht haben sollten. Ein besonnener wissenschaftlicher Mann darf aus solchem Beobachtungsstoff unmöglich einen so weit gehenden Schluss ziehen, wie den, dass nun erwiesen sei, die Juden hätten *eine andere Menschennatur*, sie seien dem Ackerbau, dem Handwerk abgeneigt. Nach hundert Jahren wird man billigerweise darüber reden können; heute noch nicht. Lehrt denn nicht der Augenschein bei *jedem* Volke die Macht des Beharrens in gewissen altgewohnten Beschäftigungen. Wie schwer ist es, ein vorherrschend ackerbauendes Volk zur Industrie zu gewöhnen, wie schwer nomadisirende Völkerschaften zu einem stetigen, sesshaften Leben zu bringen. Inzwischen sind handgreifliche Thatsachen vorhanden, welche den Beweis liefern, dass die Juden keineswegs eine entschiedene Scheu vor hartarbeitender Thätigkeit haben, sofern nur eben Antrieb und (17) Freiheit dazu da ist; so hat das Bedürfnis des religiösen Ritus das Schlächterhandwerk von jeher unter ihnen heimisch gemacht, und man könnte es doch wol ebenso gut zu der hartarbeitenden Thätigkeit zählen, wie die des Zimmermanns, Maurers. Wie viel jüdische Eisenbahn- und Chausseearbeiter es giebt, wissen wir nicht; aber wir wünschten, es gäbe gar keine, aber auch keine christlichen. Ein Jammer wäre es, wenn auf solcher Thätigkeit die Gesellschaft vorzugsweise beruhte; wir glauben umgekehrt, dass es unsere bisherige und. unsere künftige wirtschaftliche Entwicklung vor allem kennzeichnet, dass die Verwendung von Menschen als rohe Kraft mehr und mehr aufhört, und dass Mechanisches durch Mechanisches, d. h. durch Maschinen, ersetzt werden. — Wieviel jüdische Bauern es giebt, wissen wir auch nicht; dass es aber welche giebt, dass es in der Pfalz z. B. grosse Dörfer giebt, worin eine ganze Judengemeinde lebt, die an tausend und mehr Juden zählt, wissen wir aus eigener Anschauung. Dass die Juden zu ihrer Zeit ein ackerbauendes Volk waren, gleich jedem andern, ist nicht minder wahr. Die Beseitigung der unglücklichen Einflüsse langer Jahrhunderte muss eben mit einiger Geduld abgewartet werden. Was bedeuten denn zehn oder zwanzig Jahre! Ja und wäre es doppelt so lange!

Das Kriegshandwerk, will uns bedünken, gehört auch nicht gerade zu den leichtarbeitenden Thätigkeiten; wenn auch die *Gesellschaft* nicht darauf beruht, so scheint es doch, als ob unsere *Staaten* darauf beruhen. Aus den Kriegen der Oesterreicher, Preussen (vom Auslande reden wir gar nicht) sind zahlreiche Beispiele bekannt, wo

Juden und zwar gerade die *polnischen* Juden sich vortrefflich geschlagen haben. Unter den Theilnehmern am polnischen Aufstande waren viele Juden, die landesflüchtig werden mussten und nun ein doppeltes Judenthum mit sich herumtragen; das neue Nationalleiden hatte das alte zurückgeschoben. — Hätte Herr *von Mohl* übrigens seinen Blick auf „die halbbarbarischen Länder im Osten von Europa gerichtet, wo die Judenemancipation noch gewiss keine „Thatsache“ ist, so würde er wahrgenommen haben, dass sich hier gerade die schwersten, die grösste körperliche Anstrengung erfordernden Gewerbe in den Händen der Juden befinden. — Ja, sogar einzelne befinden sich fast ausschliesslich in ihren Händen, so z. B. das Schmiede- und Schlosserhandwerk. Die vielen Chausseearbeiter und Gepäckträger in den polnischen und russischen Städten sind fast durchgehend Juden, von den unzähligen Juden, welche das Tischler-, Schneider-, Bäcker-, Klempnerhandwerk u. s. w. betreiben, ganz zu geschweigen. (18) — Es ist dies eine in jenen Ländern so eclatante Thatsache, dass es zu deren Feststellung keiner statistischen Aufnahme bedarf. — Warum es aber in Deutschland so wenig jüdische Handwerker giebt? Diese Frage sollte Herr *von Mohl* wahrlich nicht aufwerfen. Giebt hierauf die Geschichte des deutschen Zunftwesens nicht die genügende Antwort? — Und aus solchen Voraussetzungen macht Herr *v. Mohl* Capital für seine Behauptungen. Er, der seine olympischen Blitze gegen das oberflächliche jüdische Literatenthum schleudert, liefert solche Proben christlich-germanischer Gründlichkeit. — "Wiederum ein Seitenstück zu der fertigen Thatsache der Judenemancipation in Deutschland, um derentwillen er ganz Preussen und den übrigen norddeutschen Bund nebst Bayern u. s. w. unter die halbbarbarischen Länder im Osten von Europa verweist. Und nun vergesse man doch nicht, wie wir schon oben bei anderem Anlass daran erinnert, wie selbst bei völliger gesetzlicher Freiheit die *Sitte*, nicht blos auf Seiten der Juden, sondern auf Seiten der Andern, Schranken setzt. Gehe doch Herr *von Mohl* hin und sehe einmal zu, wie es wol auf einem Schiffe oder in einem Bergwerke nach dem gegenwärtigen Stande des Massenvorurtheils einem Juden ergehen würde; sicher in den meisten Fällen würde der Jude in wenigen Tagen darauf verzichten, Bergmann oder Matrose zu bleiben.

Mit der thatsächlichen heute noch vorherrschenden Richtung auf den *Handel* weiss Herr *v. Mohl* nicht recht, was er eigentlich will. Zuerst ist die Vorneigung überhaupt tadelnswerth, dann darf doch wieder den *ernsthafte*n Handelsleuten nicht zu nahe getreten werden, und der Vorwurf bleibt auf den Kleinen sitzen. Warum denn nicht Alle, die grossen und die kleinen? Wir selber halten diese vornehmliche Richtung für beklagenswerth. Aber was soll denn das sein: *ernsthafte*r Handel? Die Schacherseelen sind in *allem* Handel zu finden, freilich sogar bei Nichtjuden.

Doch was soll man dazu sagen, wenn neben der Vorneigung zum Handel die verhältnissmässige bedeutende Betheiligung an *Wissenschaften* und *Künsten* hervorgehoben wird! Darf ein deutscher Gelehrter so sprechen? Wir meinen, das ist denn doch in Wahrheit nicht ein Umstand, den man *wider* die jüdische Menschen-natur, ihre Unvereinbarkeit mit der deutschen, anführen dürfte. Vielleicht ist hier der edelste Berührungspunkt der beiden. Im Hungern für die Wissenschaft leisten anerkanntermassen die Deutschen ein recht Ansehnliches; giebt es jemand auf der Welt, der sie darin (19) übertrifft, so sind es die Juden, und dass für diese die Hungerkur noch gründlicher sei als für die übrigen, dafür hat man bis zur Stunde gesorgt.

Weiter unten richtet sich denn freilich Herr *v. Mohl* bloss gegen die *schlechten Literaten*. Warum es von diesen traurigen Existenzen so viele giebt, sieht freilich Herr *v. Mohl* nicht; Juden sind ja Offiziere, Richter, Verwaltungsbeamte u. s. w., u. s. w. — Wir könnten ihm Beispiele erzählen, die auf den Triumph der Judenemancipation ein seltsames Licht werfen.

Und welche Mittel gegen jene nationale Besonderheit der Juden, die sich im Schacher und Literatenthum äussert, verlangt Herr *v. Mohl*?

Der Betrieb dieser Gewerbe sollte von dem vollen Erwerb der staatsbürgerlichen Rechte ausschliessen. Welche Gewerbe nun? die nicht bestallte Maklerei, der Handel mit alten Kleidern! Dagegen für die bestallten Makler, für die Händler mit neuen Kleidern *alle* Rechte? (Uebrigens oben ist ja eine *Grenze* verlangt: jüdische Händler mit neuen Kleidern dürften nach der früheren Forderung keine Funktionen im Staatsleben erhalten, bei welcher einheitlich nationale Gesinnung verlangt wird). Wer ist Börsenspeculant, wer ernsthafter Bankier? Den Hausirhandel, das Leihen auf Pfänder ausschliessen, die beschwätzenden Annoncen und die glänzenden Schau-läden gestatten? Was ist *Schacher*? Wer die kleinen Schacherer ausschliessen wollte, müsste doch die Grossen doppelt. Als man im Jahre 1848 eine Ausschliessung der Dienstboten vom allgemeinen Wahlrecht forderte, meinte *Gneist*, da müsse man zuvor feststellen, wo mehr Bedientenseelen seien, unter den Beamten u. s. w. oder unter dem Gesinde. — Wer will Geschwornen über die Schacherseelen sein?

Doch von Schacherseelen oder nicht betrieben, ist das letzte kleine Handelsgewerbe ein sehr nothwendiges; der Hausirer z. B. verrichtet im Kleinen genau denselben Dienst, wie die stolzen Handelsflotten der Engländer in der Südsee oder sonst wo. Freilich ist das Hausiren en gros mit Opium etwas niederträchtiger als das en detail mit Glasperlen und bunten Bändern.

Mit alledem liegt es ja, und grade zu Gunsten der Juden, nahe zu wünschen, es möchte die Neigung zum Schacher verlassen und anderer Erwerb gesucht werden. Doch *solche* Mittel sind nicht zu brauchen. Soll denn der getaufte Börsenjobber einen Vorzug haben vor dem ungetauften oder das schlechte Literatenthum zum Monopol (20) der Nichtjuden gemacht werden? Was das letztere anlangt, wir fürchten, es möchte noch schlechter werden: wir berufen uns z. B. auf die Thatsache, dass in Berlin die gemeinste Tagesliteratur, die eigentlichen Kellerzeitungen, ausschliesslich von Nichtjuden producirt werden.

Das Aergste ist, dass nur der Akt der *Taufe* die Trennung überhaupt beseitigt; man setzt also, bei den verkommensten Juden gerade, so viel Ehrenhaftigkeit voraus, dass sie um äusserer Vortheile willen, nicht den alten Glauben verlassen, was ihnen ja ohnehin von manchen Seiten so bequem gemacht wird.

Was hat man denn in Württemberg erreicht, als man dem Güterschlachten (der Hofmetzgerei) Einhalt thun wollte und zu diesem Zwecke den *Juden* verbot, ein Gut früher als nach dreijähriger Selbstbewirthschaftung zu verkaufen oder zu verpachten? Schien den Juden der hierbei in Aussicht stehende Gewinn nicht hoch genug, um sie zur Taufe zu veranlassen (wir sprechen hier gegen einen Politiker als Politiker, Sentimentalität ist also nicht geboten), blieben diese verachteten Menschen trotz solcher Beizmittel ihrem Glauben treu, überliessen sie also das Geschäft den christlichen Speculanten allein, denen es gestattet war: was war damit gewonnen? Weiss Herr *von Mohl* *bessere* Mittel, es wäre erfreulich, sie zu hören; aber die genannten sind zu grob, im Grunde hat man sich ihrer bereits 1 — 2000 Jahre bedient, ohne sonderlichen Erfolg.

Vielleicht sind jene Ausschliessungen auch auf Nichtjuden berechnet, und *Mohl's* Neigung ist es ja überhaupt, die staatsbürgerlichen Rechte auf einem Mechanismus von Schulzeugnissen, Sittenzeugnissen und dgl. m. zu gründen —: so fragen wir, wie soll denn dergleichen ausführbar gemacht werden? Welche Gewerbe will man denn im Ernst zu den „unehrlichen“ machen? Einige wenige nur, die man in anständiger Gesellschaft nicht gerne nennt; aber *wo* ist im Handel eine Grenze zu ziehen? auch die Geschwornen sind dafür nicht zu brauchen. —

Wir fürchten, nach dem oben Erörterten wird man eben der Juden-Emancipation ihren Gang lassen müssen; eine irgend starke Polemik ist nur möglich von einem

ganz andern Standpunkte als dem des Herrn *von Mohl*, nämlich von dem confessionellen.

Wir sind vollkommen überzeugt davon, dass die abstracte Gleichberechtigung und selbst die Verbreitung über alle Berufsarten, Aemter, Ehren u. s. w. für die Juden nicht genügt, um diejenige Harmonie hervorzubringen, welche für eine einheitliche Nationalität (21) erwünscht ist; zum Mindesten müsste dazu ein Zeitraum von ein oder mehreren Jahrhunderten erst überwunden werden.

Die wenigen Fälle, wo ein jüdischer Ladendiener ein christliches Ladenmädchen *civiliter* sich antrauen lässt, machen für das Ganze wenig aus. Die *Blutmischung im Ganzen, das Durcheinanderwachsen der verschiedenen Stämme*, das allein kann die ganze Einheitlichkeit zu *Wege* bringen. Man hat von den Früchten dieser „Kreuzung der Racen“ das Beste zu erwarten nach den Beispielen im Einzelnen. Wer freilich die „Verjüdelung“ der deutschen Nation darin fürchtet, der thäte am besten, er schickte die Juden alle nach Jerusalem, aber das Geld müsste er ihnen auch mitgeben. Von Verjüdelung sollte aber auch nicht diejenige Partei reden, deren fast *einzig* intellectuelle Kraft ein Jude war. —